



Buchbesprechung

Theresia Heimerl, *Andere Wesen. Frauen in der Kirche.*

Styria 2015. 173 Seiten, 24,90 EUR.

Um es gleich zu sagen: Die 170 Seiten zu lesen war eine Lust für die Rezensentin. Denn Heimerl schreibt mit Esprit und einer Sprachlust, die überspringt.

Sie bekennt sich ausdrücklich zur Postmoderne (S. 11) und lädt aus dieser Perspektive zu einem unterhaltsamen Diskurs (ebd.) zum Thema „Frauen in der Kirche“ ein. Der Plural ist nicht unwesentlich, enthält er doch ein Ja zu postmoderner Pluralität. Heimerl befragt „als teilnehmende Beobachtende“ (S. 8) lehramtliche Dokumente der römischen Kirche von 1963 bis 2015.

Am Anfang ihrer Spurensuche steht „Pacem in terris“ mit der für die frühen 60er Jahre erstaunlichen Feststellung, dass die Frau mit allen Rechten der Person am öffentlichen Leben teilhabe (S. 19f). „Gaudium et spes“, für viele DAS Konzilsdokument schlechthin, verortete das Thema Frau dagegen allein im Rahmen einer spirituell überhöhten Ehe (S.22ff). Bei der Relecture von „Humanae vitae“ (S. 43ff) tritt Bemerkenswertes zutage: Hier werde zwar eindimensional ÜBER die Frau gesprochen, aber vor allem als Wesen, das das Lehramt vor männlicher Triebhaftigkeit zu schützen habe, da dank Pille die Gefahr, schwanger zu werden, gebannt sei. Hier wie anlässlich vieler ähnlicher Akzente eines „Wesens der Frau“ drängen sich Fragen zum „Wesen des Mannes“ auf, die Schlimmes befürchten lassen, würde es je lehramtlich analog durchbuchstabiert... (ähnlich: S. 170).

1976 formuliert „Inter insigniores“ ein klares Nein zu Priesterinnen aufgrund der ontologischen Andersheit der Frau: Mannsein ist wesentlich für die Ordination (S. 54). Heimerl skizziert, was es mit dem Wesensglauben auf sich hat: von Platons Ideen über Aristoteles' *ousía* bis zum unvollkommenen esse der Frau bei Thomas (S. 57ff). Scholastisch jedenfalls lasse sich das Wesen der Frau, das aus Mütterlichkeit und Schutzbedürftigkeit bestehe, nicht begründen. Für Heimerl ist der Glauben an das „Wesen“ „der“ Frau ein Produkt bürgerlicher Romantik, gerade einmal 200 Jahre alt (S. 60ff). Es werde „genau dann entdeckt, als es verlorenzugehen droht“ (S. 62).

Die 80er Jahre stehen im Zeichen von „Familiaris consortio“ und „Mulieris dignitatem“. Beide Dokumente führen diese Linie fort. Die 68er sind angekommen; nun herrsche Angst, das Politische könne privat werden (S. 65), d.h. Auswirkungen auf Ehe, Familie und die so oft beschworene Mütterlichkeit haben. „Mulieris dignitatem“ liest Heimerl als „normative Meditation über das Sein-Sollen der Frau“ (S. 85), als „Verlustanzeige und männliche Selbsttherapie“ (S. 75) und konstatiert: „Retro, aber nicht unromantisch“ (S. 85).

„Ordinatio sacerdotalis“ von 1994 formuliert erneut ein klares Nein zur Frauenordination und wird von Heimerl analog als „lehramtlicher Beitrag zum Thema männliche Macht in der Krise“ (S. 89) rezipiert. Ironie des Schicksals: Manche Formulierungen in „Ordinatio sacerdotalis“ sind gar nicht so weit entfernt von differenzfeministischen Äußerungen der 80er und 90er Jahre (S. 92f; ähnlich: S.

152), die das Anders- und Besserein der Frau(en) hochhalten. Dennoch gilt: „Geschlechterrollendiskurse waren schon immer Machtdiskurse“ (S. 89); und „über Macht spricht man und frau wirklich nicht“ (S. 95). „Ordinatio sacerdotalis“ könnte diesen notwendigen Diskurs anstoßen (ebd.).

Ebenso charmant wie Heimerls Exkurs zur Ontologie ist ihre Hinführung zu Butlers Gender trouble – mit dem Ergebnis: „Was im populären bis populistischen Diskurs als Gender verstanden wird“, habe mit Butlers eigentlicher Propositio nichts zu tun (S. 99). Heimerl vermutet in der Kritik an einer vermeintlichen Gender-Ideologie die Sehnsucht nach Eindeutigkeit im eigenen Körper angesichts einer uneindeutigen Welt bzw. nach klaren Grenzen zwischen erlaubter und verbotener Sexualität (S. 100).

Das neue Jahrtausend bringe eine Renaissance traditioneller Geschlechterrollen – in der Populärkultur ebenso wie in der Kirche. Davon zeuge „Über die Zusammenarbeit von Mann und Frau in der Kirche und in der Welt“ von 2004, das sich – dem Titel zum Trotz – mehrheitlich dem Problem Frau widme und angesichts der „Infragestellung des traditionellen Familienbildes“ (S. 109) ein „Aufruf zur Wiederherstellung der alten Ordnung“ (S. 108) sei. Heimerl sieht hier „den letzten großen Versuch, das Wesen der Frau vor ihren eigenen feministischen Ideen zu retten“ (S. 113), und analysiert das Dilemma: Im II. Vaticanum bemühte sich die Kirche, die Moderne redlich anzunehmen – die Moderne aber führe letztlich zu einer neuen Anthropologie mit einem neuen Denken der Geschlechter, die nicht mehr als ontologische Grundkategorien definiert werden; die Möglichkeit der Veränderlichkeit des eigenen Selbst in einer ohnehin instabilen Welt mache Angst (S. 112). Dreh- und Angelpunkt des Ringens um ein bleibendes Spezifikum der Frau werde das Thema Fraulichkeit durch Mutterschaft (S. 115), die – dem Wesen der Frau zum Trotz – das Dokument auch Männern zuzuschreiben bereit ist, die von Frauen aber „mit besonderer Intensität und Natürlichkeit“ gelebt werde (S. 117).

Nach Exkursen über Ontologie und Butler widmet Heimerl einen dritten Gedankenausflug dem Thema Ordensfrauen, und zwar unter dem Titel „Uns gibt es gar nicht“ (S. 119). Wahrscheinlich, „weil sie kein Problem sind“ (S. 122). In lehramtlichen Verlautbarungen über „die“ Frau finde sich zudem eine verhängnisvolle Engführung auf das Thema Mutterschaft, die das alternative Konzept der eigenen Tradition, unabhängig von Kind und Mann, vergessen mache (ebd.) – schade, wie Heimerl betont.

„Instrumentum laboris“, das Arbeitspapier zur Vorbereitung der letzten Familiensynode, in den Fassungen von 2014 und 2015 ist der jüngste von Heimerl durchleuchtete Text. Auch hier kommen Frauen vor allem als familiäre Wesen vor. Aber: im Plural, auch im breiten Spektrum der Wirklichkeit inklusive „zerbrochener, prekärer und neu zusammengesetzter Familien“ (S. 135). Mehr als pastorale Aufmerksamkeit gehe nicht (ebd.)! Das Ringen um Anthropologie werde verschoben; heiße Eisen kommen nicht vor: In der Version von 2015 fehlen sowohl das Naturrecht als auch die sogenannte

Gender-Ideologie (S. 138). „Instrumentum laboris“ halte die heilige Familie hoch als Leitstern für alle Familien (S. 142). Heimerl sieht auf die heilige, nicht die heile Familie – und entdeckt die Realität einer Patchwork-Familie, Flucht, pubertäre Schwierigkeiten auf der Suche nach dem „richtigen“ Vater, Autonomiebestrebungen des Sohnes auch gegenüber der Mutter und schließlich ein böses Ende, das man keiner Mutter und keinem Sohn wünsche (S. 143f). Ähnlich erfrischend las sich schon Heimerls Perspektive auf Maria als Modell „der“ Frau, die gerade nicht Hälfte eines besseren harmonischen Ganzen und Unterstützung eines Ehemanns ist (S. 78).

Im letzten Kapitel resümiert Heimerl: Einerseits sei die ontologische Differenz der Frau grundlegend in allen lehramtlichen Texten (S. 147). Gleichzeitig habe inzwischen durchaus implizit die Trennung von Geschlecht und Rolle Eingang in lehramtliches Denken gefunden (S. 149). Die Kirche sei keineswegs von gestern, sondern erfinde mit dem Wesen der Frau ein „imaginäres Immer“ (S. 154), dessen Wesensbegriff sich nicht auf die Scholastik zurückführen lasse (S. 147). Immerhin sei das Frauenbild lehramtlicher Verlautbarungen keineswegs das der Sünderin und Verführerin aus dem Hexenhammer, sondern spiegele bürgerliche Romantik (S. 161). Sie empfiehlt eine „Barmherzigkeit der Lektüre, welche den zeitgeschichtlichen Entstehungshintergrund berücksichtigt“, der Frauen entlasten könne (S. 159). Nach Heimerl hat sich viel getan in der Kirche seit den 1960ern. Nach wie vor gebe es Tabus: die Rede über Macht (S. 163) – und das Thema Frauen, die nicht Mütter werden wollen – sind sie wirklich einfach nur Egoistinnen (S. 167)? Heimerls Fazit: „Wer es als Frau bis jetzt in der Kirche ausgehalten hat, sollte bleiben, denn jetzt wird’s erst richtig spannend“ (S. 169).

Heimerl schreibt 2015 vor der Familiensynode - und vor „Amoris laetitia“ 2016. Hätten beide Eingang in ihr Buch gefunden – hätte sie dann den folgenden Satz genauso formuliert? „Ansonsten scheint die Angst der Erkenntnis gewichen zu sein, dass die Veränderungen passieren, ob man sich nun davor fürchtet oder nicht, und dass kein Wesen oder Unwesen sie aufhalten kann“ (S. 169).

Noch einmal: Die 170 Seiten sind gekonnt in materia und forma. Heimerl ist nicht nur bestens vertraut mit den von ihr untersuchten Texten, sondern auch mit der zeitgenössischen Populärkultur: vom Klaps auf den Po der Blondine durch den James Bond der 60er über das „Männer sind Schweine“ der singenden Ärzte bis zur Scheidung bei den Simpsons. Genauso souverän bewegt sie sich zwischen thomasischer essentia und butlerschem Poststrukturalismus. Die vermeintlichen männlichen Helden des 11.9.2001 sind ebenso Thema wie das von vielen empfundene Plus der katholischen Kirche in Sachen Frauen angesichts der Realität von Flüchtlingen und der dadurch ausgelösten Präsenz des Themas Geschlechterhierarchie in Offenbarungsschriften (S. 131). Heimerls Formulierungen sitzen. Immer. Wer Lust mitbringt, lehramtliche Verlautbarungen im Dialog mit Film- und Schlagergeschichte zu durchleuchten, wer Heimerls spitzer Feder folgen und gelassen Thomas von Aquin und Judith Butler beim Duschen zusehen mag (S. 98f), MUSS dieses Buch lesen!